Mattary, so dass wir nur mit Hülfe von am Ufer angebundenen Stricken das Fahrzeug aufwärts ziehen konnten. An einer Stelle, wo sich die Fluth im Halbkreise um eine mehr als zwanzig Fuss hohe Sandsteinwand herumbewegte, wurden zwei starke Seile an den Uferbäumen und am Vordermaste befestigt, und des kräftigen Zuges unserer Indianer ungeachtet, brauchten wir mehrere Stunden, die Strömung zu überwinden. Nach Mittag ward die Arbeit auf ähnliche Weise fortgesetzt, und während die Montaria die Seile ans Ufer voraustrug, glaubten wir uns plötzlich eines frischen Windes erfreuen zu können, der von O. her die Fluth zu kräuseln begann. Allein in einem Nu bedeckte sich der ganze Himmel mit schwarzen Wolken; die Wellen des Stromes bäumten sich vor uns auf, und unter fürchterlichem Donner fiel eine schwere Windsbraut auf das Schiff nieder. Binnen drei Minuten war der helle Tag zu so tiefer Nacht verdunkelt, dass wir die Ufer nicht mehr oder nur beim Scheine der Blitze erkannten, und obgleich wir so glücklich waren, die eben entfalteten Segel wieder einzurollen, jagte uns dennoch der Sturmwind zugleich mit dem Regen pfeilschnell stromaufwärts, so dass wir in wenig Minuten fast eine halbe Meile zurücklegten. Doch gelang es endlich, das Schiff am Ufer unterzubringen, auch hatten wir die Freude, die Montaria nach dem Sturm unversehrt herbeikommen zu sehen, und ausser einer zerbrochenen Segelstange nur den Verlust einiger Papageien zu beklagen, welche in der Verwirrung von dem Verdecke ins Wasser hinabgestreift worden waren. Dieser plötzliche Sturm, der heftigste, den wir auf unserer ganzen Schifffahrt zu bestehen hatten, bewährt die Nothwendigkeit schärfster Beobachtung der Wetterveränderungen über dem Strome. Diessmal war es nur ein gutes Glück, was das Fahrzeug stromaufwärts, und nicht gegen die steile Küste führte, wo es ohne Zweifel gescheitert und mit uns untergegangen wäre. Diess heftige Gewitter hatte einen höchst merklichen Einfluss auf die Temperatur. Das Thermometer fiel auf 18° R. herab, und erhielt sich so die ganze Nacht hindurch. Sowohl wir, als die Indianer fühlten Kälte, und selbst die Insecten schienen davon ergriffen, da sie mit verdoppelter Wuth emsig zwischen unseren

Kleidern einzudringen sich bemühten. Während der Nacht nahm der, am Tag mit düsteren und tiefen Wolken behängte, Himmel eine wahrhaft grausige Schwärze an, und dann herrschte eine Melancholie in dieser einsamen Natur, die ich nicht zu schildern versuche. Auf ähnliche Weise hatten wir vier Tage lang mit dem Wechsel einer schwülen Hitze, furchtbar heftigen Gewittern und kühlen, schwermüthigen Nächten zu kämpfen, und bei gänzlichem Mangel des Windes ging die Schifffahrt nur äusserst langsam von Statten. Es schien uns, als nähme die Gewalt der Strömung täglich mehr zu, je mehr sich die thonigen Ufer erhoben. Dabei bot weder die Vegetation, noch das Thierreich einen erheiternden Wechsel. Einige arme Ansiedler, Indianer und Mamelucos, kamen in kleinen Nachen herbei, um gegen eine Schildkröte etwas Branntwein einzutauschen. Sie schienen sorglos und ohne Bedürfnisse; auch trugen die einzelnen Häuschen, welche hie und da am Hochufer erschienen, und die kleinen Anpflanzungen von Taback und Baumwolle den grössten Mangel an Industrie zur Schau. Am Abend des 20. Octobers setzten wir zwischen den Inseln auf das südliche Ufer über, um die heftige Strömung von *Jatauarana*, westlich von der *Enseada do Tabocal*, zu vermeiden, welche durch verhältnissmässig hohe Lettenufer an der Nordseite veranlasst wird. Der Strom war gerade an dieser Stelle ohne Inseln, und vielleicht eine Seemeile breit. Die erhöhten, mit dichter Waldung bedeckten Ufer, auf denen einige kleine Hütten zerstreut stehen (S. im Atlas „Strömung von Jatauarana“) waren für uns eine angenehme Augenweide. Das Gouvernement hatte an dieser Stelle einen zweiten Wachtposten gegen die Blatterseuche errichtet. Wir fanden hier einen Brief des Hrn. Gouverneurs, Major Manoel Joaquim do Paço, als Antwort auf das von Villa Nova an ihn erlassene Schreiben, wodurch wir in seiner Provinz auf das freundlichste bewillkommt wurden. Es stand demnach nichts mehr im Wege, die Reise bis zur Barra do Rio Negro fortzusetzen. Wir schifften an der Mündung des *Lago d'el Rey* vorüber, und erblickten auf der Nordseite ein anderes erhöhtes Uferland, die *Costa de Puraqué-Coara* (Zitteraalloch). Die Zitteraale sind hier in den Gruben des Ufergesteines sehr häufig,

und wir verschafften uns noch an demselben Tage zwei grosse Fische, welche von den Indianern in der Montaria harpunirt wurden. Später erhielten wir in der Barra do Rio Negro auch ein lebendes Exemplar, mit welchem wir zahlreiche Versuche anzustellen Gelegenheit hatten.*) Die Gewässer sind in diesen Gegenden des Flusses ungemein reich an den verschiedensten Fischgattungen. Am 22. October vor Tagesanbruch setzten wir von der Südseite des Stromes in nordwestlicher Richtung über, und als die Sonne aufging, befanden wir uns in einer seltsam gemengten Wasserfluth. Zwischen den trüben weisslichen Wellen des Amazonas erschienen einzeln und von ihnen getrennt, gleich grossen Flocken, Massen eines dunkelbraunen Wassers, welche, darin auf und untertauchend, endlich von der herrschenden Fluth aufgenommen wurden, indem sie ihr eine dunklere Farbe mittheilten. Allmälig ward die Zahl und Grösse solcher braunen Wellen immer stärker, endlich verlor sich dazwischen das weissliche Gewässer, und wir befanden uns auf den Fluthen des *Rio Negro*, die um so ruhiger und stiller einherwogten, je weiter wir uns von dem Wellendrange des Amazonas entfernten. Die Indianer brachen in hellen Jubel aus, da wir auf der ruhigen braunen Wasserfläche hinruderten, und gegen Mittag warfen wir im Hafen der *Barra do Rio Negro* Anker. Beim Austritt aus dem Fahrzeuge empfingen uns der Ouvidor der Provinz, und mehrere Offiziere der Garnison, von denen wir sogleich in das Haus des Hrn. Gouverneurs geleitet wurden. Diesen trafen wir krank im Bette; bereits aber war von ihm wohlwollende Sorge für ein Haus getroffen worden, welches wir bezogen, um von den Mühseligkeiten der Reise auszuruhen.

*) Da dieselben nichts Neues zu dem schon Bekannten hinzufügen, begnüge ich mich, auf die ausführliche Darstellung dieser merkwürdigen Erscheinung in Hrn. v. Humboldt's Werken hinzuweisen. Die *Puraques* (*Poraqués*) am Amazonas und Rio Negro erwachsen bis zu einer Länge von sechs Fuss und der Dicke eines Mannsschenkels. Sie wiegen dann vierzig und mehr Pfunde. Die Aalform und die dunkelgrüne Farbe des Fisches vereinigen sich zu einem unangenehmen Bilde. Selten wird er gegessen. Sein Fleisch ist schwer verdaulich. Er lebt in grossen Banden vereinigt. Monteiro versichert (§. 82.), dass er Eier lege, aber die ausgekrochenen Jungen, wie der Pirarucú und andere Knorpelfische, zwischen den Kiemen eine Zeit lang beschütze.

Wir hatten zu der Fahrt von Pará bis Rio Negro, die in kleinen Fahrzeugen und bei grösster Eile in einem Monate gemacht worden ist, drittehalb Monate gebraucht.

Anmerkungen zum vierten Kapitel.

(1.). Ueber die Amazonen. Wenn irgend ein Umstand dafür zu sprechen scheint, dass es in Südamerica Amazonen gleich denen von Asien gegeben habe oder noch gebe, so ist es die ausserordentlich grosse Verbreitung, welche die Sage von ihnen in diesem Continente erlangt hat. 1) Orellana wird von einem Caziken vor dem streitbaren Weibervolke gewarnt, das dieser (vielleicht vom Stamme der, die Lingua geral sprechenden, Omaguas) *Cunhá puyára*, die Weiberleute, nennt, und findet, i. J. 1542, am *Rio Cunuriz*, jetzt *das Trombetas*, Weiber unter den Männern streitend. (Herrera, Dec. VI. L. IX. 2.) Acunna's Bericht (Cap. 71.) stattet den einfachen Thatbestand mit all den Sagen aus, welche seitdem so vielfach ventilirt worden sind. 2) Fernando de Ribeira, der Conquistador von Paraguay, legt i. J. 1545 das eidliche Zeugniss ab, auf seiner Expedition im Westen des Paraguay von einem ganzen Reiche von Amazonen, unter dem 12° s. B., gehört zu haben. In dieselbe Gegend versetzt die von dem Missionär Baraza um d. J. 1700 aufgezeichnete Sage ein Amazonenvolk. (Lettr. édifiant. Vol. 8. S. 101.). 3) Walter Ralegh bezeichnet (1595.) als das Land der Amazonen die Gegenden am Flusse *Tapajóz*. 4) De la Condamine hat gehört, dass Amazonen, von dem Flusse *Cayamé* herkommend, am *Cuchiuara*, einer Mündung des *Purú* in den Amazonas, gesehen worden seyen. Von hier hätten sie sich an den Rio Negro gewendet. Nach anderen diesem Reisenden gegebenen Nachrichten sollen sie 5) am *Rio Irijó*, einem Beiflusse des Amazonas, südlich vom Cabo do Norte, und 6) westlich von den Fällen des *Ojapoco* hausen. 7) Gili setzt sie an den *Cuchiuero*, einen Beifluss des Orenoco. Es verdient bemerkt zu werden, dass in mehrere dieser, den Amazonen angewiesenen und sehr wenig bekannten, Gegenden noch andere Fabeln versetzt wurden. So galt Moxos als das Reich des sogenannten grossen Moxo, wohin später (1615.) Franc. de Pohergues das erdichtete Reich *Erim* *) verlegte; und die Länder des *El dorado* in der Gujana fallen mit einem der angeblichen Wohnorte der Amazonen zusammen. Der blinde, träumerische Glaube der Indianer konnte eine solche Sage durch weite Landstriche eben so leicht verbreiten, als es mit notorisch unmöglichen Dingen der Fall war. Ich erinnere hier an die Fabel von dem *Upupiára* oder Waldteufel, einem Unholde, den die Phantasie der brasilianischen Indianer, wie (nach Gili's Zeugniss) die ganz entfernter Stämme am Orenoco, mit rückwärts stehenden Füssen begabt hat. Zu dieser Eigenthümlichkeit der Indianer, das Wunderbare aufzunehmen, kommt noch die Neigung der europäischen Entdecker, welche be-

*) Ueber die mancherlei Ausgeburten der abentheuerlichen Phantasie jener Zeit: das Reich Manao oder El Dorado, das bald nach Maynas, bald ins Innere von Gujana verlegt wurde, über das Moxo oder Erim in Paraguay, das Paititi am Ucayale, das Guivira in Neumexico, die erdichteten Städte de los Cesares und Aucahuicas in Chile, vergl. Phil. Bauza in den Denkschr. der Münchner Akademie v. 1821. und 1822. S. 89- ffl.

bemüht waren, ihre Thaten der erstaunten alten Welt im Abglanze solcher phantastischen Bilder zu zeigen. Vielleicht hatte man dem Orellana die Streitbarkeit eines gewissen Stammes dadurch schildern wollen, dass man sagte, selbst die Weiber ergriffen die Waffen, und der Anblick einiger solchen Weiber, die ihren Männern im Gefechte am Flusse *Cunuriz* beistanden, reichte hin, die Fabel zu vollenden. Auf diese, wie mir scheint, einfachste Weise erklärt Ribeiro (§. 84.) die Erscheinung, indem er, was uns ebenfalls versichert wurde, anführt, dass unter andern die *Mundrucus* ihre Weiber in die Schlacht mitzuführen pflegten, wo sie den Männern die Pfeile darböten. Aus dem sclavischen Zustande der Weiber, worin de la Condamine die mögliche Veranlassung einer Weiberrepublik erblickt, möchte ich eine solche Erscheinung um so weniger herleiten, als die Abhängigkeit der Weiber von den Männern notorisch gerade in der vorherrschenden Sinnlichkeit der erstern begründet ist. Dieses Verhältniss veranlasst manche Indianerin, ihre Horde, wo sie vielleicht von ihrem Manne verstossen wurde, zu verlassen, und als freie Hetäre von einem Haufen zum andern zu ziehen, wo sie um so eher angenommen wird, als man in ihr eine Art von Sclavin erblickt, welche sich jedem Dienste des Hauses unterziehen muss. *)

(2.) Ueber die Tupis und ihre Sprache. Das Auftreten der *Topinambazes* (oder *Tupin.*; der Wechsel des Vocals ist hier, wie in allen Zusammensetzungen mit Tupi ganz gleichgültig), entfernt von dem gleichnamigen Stamme längs der Küste, und durch viele dazwischen wohnende Stämme getrennt, ist ein für den Ethnographen Brasiliens sehr merkwürdiges Phänomen. Zwar scheint Berredo selbst daran zu zweifeln (Annaës §. 731.), dass die von Acunna auf der Insel *Topinambarana* gefundenen Indianer dem Stamme der *Topinambazes* angehört hätten; allein sein Grund, dass dieser Stamm damals vorzugsweise die Ufer des Tocantins und die Gegenden um Pará inne gehabt hätten, schliesst Nichts aus. Acunna berichtet, (Cap. 68.), dass die *Topinambazes*, bedrängt von den siegerischen Waffen der Einwanderer, und in zu grosser Anzahl um sich ernähren zu können, sich aus der Capitanie von Pernambuco, wo sie vierundachtzig grosse Ortschaften bildeten, nach dem Innern, bis an die Grenze von Perú zurückgezogen hätten, und darauf, die Gegenden am oberen *Madeira* verlassend, auf oder längs diesem Strome nach *Topinambarana* gekommen seyen. Ribeiro (§. 17.) giebt zu verstehen, dass diese Indianer es auch gewesen seyen, welche die *Serra Ibiapaba* in Seará inne gehabt hätten, von wo

---

*) Solche Weibspersonen werden in der Lingua geral *Cunha mendaçára eyma* (wörtlich: Mulier in matrimonium ducta absque) genannt. Der Ausdruck, welchen uns de la Condamine als für die Amazonen üblich aufbewahrt hat (*Cougnanta insecouima*) ist verstümmelt; es soll (nach portugiesischer Schreibart, worin h nach n = j) heissen: *Cunhãetá-iména-eyma* (mulieres marito absque). Um die verschiedenen Verhältnisse zu übersehen, unter welchen die Lingua geral das Wort Cunhá (Weib; — man wird an das griechische γυνη, das altgermanische Kona oder Quen erinnert,) zusammensetzt, diene Folgendes: *Cunhá ména*: mulier affinis; *Cunhá coára eyma*: m. foramine absque, i. e. virgo; *Cunhá mendaçára*: m. in matrimonium ducta, s. vidua (mendâra: matrimonium); *Cunhá mendaçára eyma*: m. caelebs, meretrix; *Cunha membyra*: m. filia matris (so wurden namentlich die Töchter genannt, welche aus der Verbindung eines Gefangenen und später Geschlachteten mit einer ihm als Beischläferin gegebenen Tupí entsprungen waren;) *Cunhá tajyra*: m. filia patris; *Cunhá uaimim* oder *goaimim*: anus; *Cunhá cacuáo*, mulier nondum vetula; *Cunhá agoaçá*: concubina. *Temiricô*: uxor.

sie nur nach grossen Anstrengungen der Portugiesen hätten vertrieben werden können. Bei der nomadischen Lebensweise der Urbrasilianer sind alle diese Annahmen an und für sich nicht unwahrscheinlich; und die Thatsache gewinnt, einmal angenommen, an Bedeutung, wenn wir sie mit einigen andern in Verbindung bringen. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, dass die Indianer vom Stamme der *Campevas* (Plattköpfe, von *Canga*, Kopf, *apeva*, platt, in der Lingua geral), welche von den Spaniern in Maynas, und auch von Acunna (Cap. 51. 52.) *Omaguas* oder *Aguas* (Grosskopf, von *Uma*, Kopf, in der *Quichua*sprache oder Lingua del Inca?) genannt werden, die *Tupí*sprache gesprochen haben, und, wo sie sich vom fremden Einfluss frei erhalten haben, noch sprechen. Auch die *Jumanas* in den Niederlassungen am Solimoês, Rio Negro und Yupura, und die, von ihnen nur als Horde verschiedenen, *Tecunas*, an den Grenzen von Maynas, sprechen eine Sprache, in der man ohne Schwierigkeit die Tupísprache wiedererkennt, wenn sie schon durch mancherlei Vermischungen und Verdrehungen gelitten hat. Endlich sollen auch die *Solimoês*, oder *Yorimaús* (deren letzterer Name einen Anklang an die *Omaguas* hat, und sich in den *Yurimaguas* der spanischen Niederlassungen zu *Loreto*, *Pevas* und *S. Joaquim* wiederfindet), die allgemeine Sprache gesprochen haben. Nach Ribeiro (§. 57) existirte i. J. 1709 zu *Tayaçutiba*, der Mündung des *Yuruá* gegenüber, eine Aldea dieser *Yurimaúas*, welche von den spanischen Jesuiten nach Loreto gezogen wurde, und Einzelne des Stammes lebten zu seiner Zeit (1775.) noch zu *Alvellos*. (Man kennt auch gegenwärtig unter dem Namen *Umauas* einen andern, menschenfressenden Stamm an den Quellen des Yupurá, den Berredo (§. 714.) meint, wenn er sagt, dass den *Campevas* der, einer andern Nation zugehörige, Name *Omaguaz* oder *Maguaz* mit Unrecht zugeschrieben werde.) In den Sitten kommen diese Stämme unter einander mehr als die Nachbarn überein. Sie werden schon von Acunna als gebildeter, denn manche der Uebrigen, und als Verabscheuer der Anthropophagie geschildert. In der Kunst Thongeschirre zu bereiten, in Flechtarbeit, in dem Gebrauche der Hangmatten und in der Sitte, Maskenzüge zu veranstalten, wobei sie einen ausgehöhlten Baumstamm der Ambaúva (S. im Atlas „Geräthschaften“ Fig. 30. 32.), als Trommel herumtragen, sind sich alle diese Stämme ähnlich. Lassen wir uns nun durch Acunna's Bericht vom Amazonas gen S. weisen, so finden wir noch mehrere Stämme, welche ringsum isolirt, und von fremdartigen Horden umgeben, ebenfalls die Lingua geral rein oder gemengt sprechen: so die *Apiacazes* und *Cabahybazes* an der Vereinigung des Juruena mit dem Arinos (vergl. S. 1051.); und die *Pacalequés* am Rio Embotateú. Die *Pacalequés* werden von den Portugiesen ebenfalls *Campevas* genannt, weil sie wie jene am Amazonas die Köpfe platt zu drücken pflegen. Auch im oberen Yurua soll, nach den Indianern, eine zahlreiche Horde der *Campevas* hausen. (Monteiro §. 124.) Westlich vom Paraguay sprechen die zahlreichen Horden der *Chiriguanos*, *Guarayos*, *Chirivones* und *Cirionôs* Dialekte derselben Sprache. Endlich erscheinen östlich vom Paraguay die *Guaranís*, ein ehemals sehr mächtiger und zahlreicher Stamm, von ähnlichen Sitten wie die nördlicher wohnenden *Topinambazes* und mit einer Sprache, die nur als Dialekt von der Tupísprache in N. und N. W. Brasiliens verschieden ist. An den nördlichen und westlichen Küsten Brasiliens hatten die ersten portugiesischen Ansiedler grösstentheils Stämme getroffen, welche dieselbe Sprache redeten: die *Taramambazes* an den Küsten von Pará und Maranhâo, die *Pitagoares* zwischen dem Rio Grande do Norte und dem Paraiba do Norte, die *Caites* (*Caëtes*) zwischen dem Paraiba und dem Rio de S. Francisco, die *Tupinaës* und *Tupinambazes* zwischen dem Rio de S. Francisco und Bahia, die *Tamoyos* zwischen dem Cabo de S. Thomé und Angra dos Reys, und die *Tupiniquins* zwi-

schen Camamú und dem Rio de S. Matheus. Obgleich oft im Kriege gegen einander, wurden sie doch schon damals als Horden eines einzigen grossen Stammes, der *Tupis* oder *Tupinambazes*, betrachtet. *) Aber zwischen diesen hatten sich die *Aimorés*, die *Goyatacazes*, und weiter südlich die *Papanazes* und *Carijós*, alle unter sich und mit jenen im Kampfe, den Ansiedlern als Stämme von anderem Ursprunge kund gemacht. Fassen wir die ersten Schilderungen von den Tupístämmen zusammen, so kommen sie besonders in folgenden Zügen überein: 1) Sie waren streitbar, kriegerisch gesinnt, und muthig, nicht feige uud schläfrig wie die *Goaianazes*, welche niemals Menschenfleisch verzehrten; machten Gefangene, welche sie eine Zeit lang fütterten, dann schlachteten, und als Opfer und zum Zeichen ihrer feindlichen Wuth verzehrten; aber nur in diesem Falle waren sie Cannibalen, gegen den Hunger assen sie nicht Menschen-Fleisch, wie die *Aimorés* (*Botocudos*). 2) Sie wohnten in, zu Aldeas vereinigten, grossen, offenen Hütten, deren jede mehrere Familien aufnahm, und schliefen in Hangmatten, während die *Aimorés*, *Goaianazes*, *Carijos* und *Goyatacazes* in einzelnen Paaren umherstreiften, und die Nächte auf der Erde oder in niedrigen Erdhütten ohne Hangmatten zubrachten. 3) Sie cultivirten in der Nähe ihrer Aldeas wenigstens einige Pflanzen, z. B. von der Pacoba, von der Mandiocca und dem Mais, während die letztgenannten Stämme alle Cultur verachteten, und blos von Jagd, Fischerei und Krieg lebten.**) 4) Mit dem Elemente des Wassers waren sie als Schwimmer und Fischer vertraut. Sie bekriegten schwimmend die Haifische an der Küste, bauten grosse Kähne machten darin Reisen von bedeutender Ansdehnung, und hielten Seetreffen. Die *Aimorés* dagegen werden als von Körper zwar stärkere, aber des Schwimmens so unkundige Wilde geschildert, dass ein tiefer Fluss vor ihrem Anfall vertheidige. Auch sollten sie niemals in zahlreichen

---

*) Ich folge in dieser Angabe dem anonymen Verfasser der Noticias do Brazil (in der Collecção de Noticias para a historia e geografia das naçoês ultramarinas, que vivem nos dominios portuguezes. Vol. 3. pars. 1. Lisb. 1825. 4.), die, nach dem Zueignungsschreiben an D. Christ. de Moura, im J. 1589 geschrieben und eine sowohl durch ihr Alter, als durch ihren herodotischen Geist höchst merkwürdige Urkunde sind.

**) Gemäss dieses Anfanges eines Feldbaues waren sie auch mit mancherlei Zubereitungen aus der giftigen Mandiocca-, und aus der Aypíwurzel vertrauet. Der Reichthum der darauf bezüglichen Bezeichnungen in ihrer Sprache ist bedeutsam. Die geschälten Wurzeln wurden auf Steinen oder mittelst besonderer Vorrichtungen gerieben; der giftige Saft (*Mand-ipuera*) ward durch den Cylinder aus Flechtwerk (*Tipeti*, *Tapeti*) ausgepresst, der Rückstand (*Uy-moyi-paba*) auf grossen Thonplatten (*Nhaem*) oder Oefen (*Japúna*) zu Mehl (*Uy*) ausgetrocknet, oder zu Kuchen (*Beijú*) oder ungesäuertem Brode (*Meapê*) gebacken. Schwach geröstetes Mehl hiess *Uy eçá coatinga*; hartgeröstetes *Uyatá*. Die rohgeriebene, an der Sonne getrocknete, gestossene Wurzel lieferte eine Grütze (*Typyrati*). Wurden die Wurzeln vorerst in Wasser ausgelaugt und dann gerieben (*Uy puba*, Farinha fresca), so entstand durch Röstung das *Uy catu* (Far. d'agoa). Die ausgelaugte Wurzel getrocknet, gerieben, im Mörser (*Indoá*) gestossen, und durch ein Sieb (*Urupema*) geschlagen, lieferte das feine Mehl *Carimá* und den Rückstand *Uy tinga*. *Carimá* mit frisch gepresster Wurzel zusammengebacken, stellte ein sehr haltbares Mehl dar, das, in Blätter eingewickelt, auf die Kriegszüge mitgenommen wurde. Aus dem ausgepressten Safte (*Tycupy*) sammelten sie das niederfallende Amylon, und granulirten es zu einer Art Sago (*Tipioca*, *Tapioca*). Der mit spanischem Pfeffer über dem Feuer eingedickte Saft lieferte ihre gewöhnliche Bratensauce (*Tucupy*).

Haufen Krieg führen, und nicht wie die Tupístämme ihre Aldeas durch Verhaue und Pallisadirungen gegen jeden Angriff zu schützen pflegen. Aus allem Diesen geht hervor, dass die *Tupis* auf einer höheren Stufe der Bildung standen, als viele ihrer Nachbarn. Der obenangeführte älteste und zuverlässige Ethnograph Brasiliens (II. Cap. 147.) giebt an, dass die *Tupinaës* die früherhin von andern Tapuüjas (den *Guinimurás*) bewohnten Gegenden von Bahia diesen im Kriege abgewonnen hätten, bis sie später von dem verwandten Stamme der *Tupinambazes* selbst verdrängt worden seyen; es bleibt also kein Zweifel übrig, dass das Stammland der *Tupis* nicht in dem ausgedehnten, hie und da von andern Horden besetzten Landstriche längs der Küste, sondern wo anders zu suchen sey. Die *Guaraní*sprache, welche sich in mancher Beziehung als der reinere Mutterstamm aller Tupídialekte darzustellen scheint, weiset uns nun diess ursprüngliche Vaterland der *Tupis* an dem Paraguay, zwischen diesem Strome und dem Paranná an. Dort wird sie auch gegenwärtig noch gesprochen, wenn schon der grösste Theil des Volkes, so wie der, dieselbe Sprache gebrauchenden, *Tappés* in der Provinz Rio Grande do Sul und in Monte Video, verschwunden ist. Diese Vertheilung und Bewegung der *Tupis* nach N. O. hat wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte vor der Einwanderung der Portugiesen Statt gefunden. Dass auch späterhin weitaussehende Züge von den *Guaranis* unternommen wurden, beweisst der Zug derselben gegen W., der den Adelantado Cabeza de Vaca veranlasste, i. J. 1543 eine ähnliche Expedition zu wagen (Southey, Hist. of Brazil I. S. 140.). So wird uns auch die Reise der *Tupis* den Madeirastrom abwärts nach der Insel *Topinambarana* minder unwahrscheinlich, und wir sind geneigt, dem Berichte Acunna's vollen Glauben zu schenken. Dass sie selbst ihren neuen Wohnsitz *Topinamba-rana* nannten, scheint anzudeuten, dass sie mit dieser Bezeichnung den Sinn einer Colonie verbinden wollten, denn *Rana* heisst das Unächte. Die *Apiacas* und *Cahahybas* sind vielleicht Reste ähnlicher Expeditionen, gleichwie wir in den Sete Commune im Vicentinischen die Spuren eines daselbst isolirt zurückgebliebenen deutschen Stammes erkennen. Schwerlich haben aber die *Tupinambazes* von den Küsten von Seará und Pernambuco, nach der Vertreibung aus jenen Gegenden, ihren Weg bis in diese entfernte Insel gefunden. Vielmehr ist es mir wahrscheinlich, dass sie zerstreut und entkräftet sich den dazwischen liegenden Völkern angeschlossen, und diesen einzelne Worte ihrer Sprache gleichsam angelernt haben, deren Erscheinung zwischen ganz fremdartigen Wurzeln ausserdem noch viel schwieriger zu erklären seyn dürfte.

Mögen wir aber auch annehmen, dass diese thätigen Tupíindianer auf die eben angegebene Weise aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in zahlreiche Horden vertheilt, hervorgebrochen seyen, und sich vom 33° s. B. bis an den Aequator zwischen zahllosen anderen Stämmen durchgefochten hätten, — eine Erscheinung, welche sich von denen asiatischer und europäischer Völkerwanderungen vorzüglich durch die geringe Mannschaft der einzelnen Horden, und durch die Vielartigkeit der eingeschlagenen Richtungen unterscheidet —; immer bleibt die gegenwärtige Art der Verbreitung und Erhaltung ihrer Sprache unter so vielerlei Einflüssen höchst merkwürdig. Mitten zwischen mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen, die, wenn auch in der Syntax und ihrer gesammten geistigen Pragmatik sich ähnlich, doch in ihren Wurzelworten sehr verschieden sind, schlingt sich die Tupísprache, gleichsam ein geistiges Band, fast an den Grenzen rings um Brasilien hin. Von der Mündung des Laplata lassen sich ihre Spuren längs den Küsten des Oceans his zu dem Amazonas verfolgen; längs diesem Strome ist sie von zahl-

reichen Stämmen als gemeinschaftliches Vehikel ergriffen; von da erscheint sie hie und da am Ufer des Tapajôz und des Madeira, und reicht hinab bis zu den Niederungen des Paraguay. Während die von alten *Tupis* abstammenden Küstenindianer zwischen Porto Seguro und Maranhâo ihre Sprache fast schon vollkommen aufgegeben haben, und dort nur einzelne Reste der Lingua geral in die portugiesische Sprache der gegenwärtigen Bevölkerung übergegangen sind, wird jene noch gegenwärtig in Pará, vorzüglich aber in Rio Negro überall gehört, wo ein Verkehr unter Indianern oder zwischen ihnen und den Ankömmlingen Statt hat. Es scheint also, als hätten sich die unbesiegten, an ihrer Sprache festhaltenden Horden immer mehr gen N. gezogen, wo ihnen die geringere europäische Bevölkerung und die unbegrenzten Urwälder eher Ruhe und Schutz verhiessen. Hier aber begegneten sie einer grösseren Anzahl anderer Stämme, welche ganz andere Sprachen redeten. Doch hat dieser Conflict die Tupísprache nicht beschränkt, obschon sie sich hier von ihrem Urtypus, der Lingua guaranitica, mehr entfernt haben mag. Die letztere ist der vollere, reinere Dialekt, undeutlicher dagegen, mehr zusammenziehend und bequemer ist der Dialekt, welcher in Rio Negro gesprochen wird. Zwischen diesen beiden liegen mehrere Nüançen, die sich nicht sowohl in dem gänzlichen Unterschiede oder Mangel einzelner Worte, als in Verschiedenheiten der Aussprache mancher Sylben und durch die Verwechselung gewisser Buchstaben darstellen. Gerade aber durch diesen Mangel an Bestimmtheit, durch eine Volubilität, welche auch dem individuellsten Ausdrucke Eingang gestattet, scheint sich die Tupísprache zum allgemeinen Vehikel am meisten zu eignen. In wieferne sie in die Sprachen anderer Stämme eingegangen sey, ist eine Untersuchung, welche ich den Sprachforschern überlassen muss. Vielleicht bieten die Vocabularien, welche wir zu sammeln Gelegenheit hatten, einige Materialien für solche Studien dar. Als allgemeinstes Resultat unserer Beobachtungen, möchte ich nur die Bemerkung anführen, dass die Anklänge an die Tupísprache immer seltener zu werden schienen, je mehr wir uns von dem Amazonas am Yupurá nach Norden wendeten. Bei einzelnen Stämmen, die zwischen den Ostküsten und dem Amazonas im Innern Brasiliens hausen, wie z. B. den *Acroa-mirim* und den *Masacarás* fanden wir einzelne Worte der *Tupis* mehr oder minder verstümmelt. Von den sechszehn Horden, welche Hervas (Idea del Univ. XVII. S. 5.) als Glieder der Tupínation aufführt: den *Tamoiós*, *Carijós*, *Tupiniquins*, *Timiminos*, *Tupinäes*, *Tobayares*, *Amoipiras*, *Ibirayares*, *Cahetés*, *Pitagoares*, *Apantos*, *Tupigoäes*, *Aroboyares*, *Rarigoaräes*, *Tocantines* und *Tupinambazes*, fanden wir nirgends eine Spur als noch bestehender selbstständiger Stämme. Sie schienen bereits alle in der gemeinschaftlichen Metamorphose untergegangen zu seyn. (Vielleicht sind mehrere der angeführten Namen unter einander gleichbedeutend, wenigstens heisst *Uára*, womit sie zum Theil endigen Herr, oder freier Mann.) Zum Theil scheint daher die Lingua geral einerlei Schicksale mit der Incasprache zu haben, die, ehemals Eigenthum eines kriegerischen und vor andern ausgezeichneten Stammes, jetzt nur unter denjenigen Indianern Perú's zurückgeblieben ist, welche aus der Reihe der rohen Urstämme herausgetreten. Auf beide Sprachen haben die Bemühungen der Missionarien grossen Einfluss gehabt, durch welche sie theilweise umgebildet und mit fremden Worten bereichert wurden. Beide liegen als Reste einer Urbildung der südamericanischen Autochthonen vor uns, welche über jede historische Zeit hinausreicht, und ihre seltsame Zerstreuung über ein ungeheueres Continent ist das auffallendste Gegenstück zu dem Räthsel, das uns die Verwirrung einer einst in kleinen Horden nach den verschiedensten Richtungen stattgefundenen Völkerwanderung darbietet.

(3.) Das *Guaraná* (wohl zu unterscheiden von dem Gummi Caranna) ward ursprünglich nur von den *Mauhés* bereitet. Seitdem aber der Gebrauch desselben sich so weit verbreitet hat, dass es einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel ausmacht, wird es auch von andern Ansiedlern, besonders in *Villa Boim* und noch hie und da am *Tapajôz* verfertiget. Das ächte unterscheidet sich von dem unächten durch grösseres Gewicht, grössere Härte und Dichtigkeit, und dass sein Pulver keine weisse, sondern eine graulich rothe Farbe annimmt. Die Bereitung, welche mir der Indianer in *Topinambarana* zeigte, war folgende. Der Guaranástrauch (*Paullinia sorbilis*, *Mart.*: glabra, caule erecto angulato, foliis pinnatis bijugis, foliolis oblongis remote sinuato-obtuse dentatis, lateralibus basi rotundatis, extimo basi cuneato, petiolo nudo angulato, racemis pubescentibus erectis, capsulis pyriformibus apteris rostratis valvulis intus villosis) reift seine Saamen im Monat October und November. Diese werden aus der Capsel gelöst und an die Sonne gestellt. Wenn sie so weit ausgetrocknet worden, dass der weisse, sie zur Hälfte schüsselförmig einschliessende Saamenhalter mit den Fingern abgerieben werden kann, schüttet man sie in einen steinernen Mörser oder auf eine vertiefte Platte von hartem Sandstein, welche von unten mit Kohlen erwärmt worden. Hierin werden sie zu einem feinen Pulver gerieben, welches, mit etwas wenigem Wasser angemengt, oder über Nacht dem Thaue ausgesetzt, sich zu einem Teige kneten lässt. Unter diesen mengt man noch einzelne ganze oder in wenige Stücke zertheilte Saamen, und ballt nun das Ganze in beliebige Formen, gewöhnlich in cylindrische oder spitzweckförmige, 12 bis 16 Unzen schwere Pasten, von fünf bis acht Zoll Länge bei verhältnissmässiger Dicke, seltner in Kugeln, zusammen. An der Sonne oder im Rauch der Hütte, in der Nähe des Feuers trocknet die Masse zu einer bedeutenden Härte ein, und wird so schwer zersprengbar, dass man eine Axt zur Zertheilung nöthig hat. Sie wird nun zwischen breiten Blättern von Würzschilfen (Scitamineae) in Körben oder Säcken verpackt, und kann sich, wenn sie nicht grosser Feuchtigkeit ausgesetzt wird, viele Jahre lang unversehrt erhalten. Im Estado von Pará pflegt man die Guaranápaste auf dem, mit zahlreichen Knochenfortsätzen versehenen, Zungen-Beine des Pirarucúfisches zu reiben, welches in einem von Uarumâstengeln (*Maranta Tonckat*, *Aubl.*) geflochtenen Körbchen, aufbewahrt, ein gewöhnliches Stück des Hausrathes ausmacht. (S. auf der Tafel: „Indianische Geräthschaften“ Fig. 40. und 42.) Eine minder gute Bereitungsweise mengt etwas Cacaopulver oder Mandioccamehl in das Guaranápulver. Die Paste erhält dadurch eine weissliche Farbe im Bruche, und geringere Festigkeit und Haltbarkeit.

Der wesentlichste Bestandtheil in dem *Guaraná* ist, nach den darüber von meinem Bruder gemachten Versuchen (vergl. Kastners Archiv f. d. Naturlehre B. VII. 1826. S. 266.), ein eigenthümlicher, dem Anemonin verwandter, Stoff, den er Guaranin genannt hat; ausserdem finden sich darin eisengrünender, eisenbläuender und oxydirter Gerbestoff, Saponin, grünes, fettes Oel, Extractivstoff, Amylum mit Farbestoff und etwas Faserstoff. Das Guaranin ist in kaltem und warmem Wasser, in Alkohol, Schwefel- und Essigäther, fetten und ätherischen Oelen, in Schwefelalkohol u. s. f. löslich. Zwanzig Theile Alkohol und ein Theil Guaranin geben in der Wärme eine helle Auflösung, die beim Erkalten allen Weingeist fixirt. In einer Glasröhre sublimirt es bei geringer Hitze. Salzsaures Gold und Gallustinctur wirken auf seine Auflösung am stärksten unter allen Reagentien. Mit Säuren geht es keine Verbindungen ein. Als eine besondere Eigenthümlichkeit desselben führe ich die Kraft an, die Fische zu betäuben, welche, gemäss der Analogie mehrerer Pflanzen aus der Familie der Sapindaceen, namentlich der *Paullinia Cururú* und *pinnata*, *L.*, darin aufgesucht, sich in einem hohen Grade bewährt hat. Auch Tauben und Hasen wurden dadurch unter besonderen Erscheinungen, vorzüglich Lähmung der Extremitäten und Trismus, getödtet. Bei der Section fand sich der Magen und Zwölffingerdarm geröthet, das Herz, die Venen des Halses und Kopfes von Blut strotzend.